

Berliner

VOLKS-TRIBÜNE.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
bonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Expediteure:
„Volksblatt“, Deuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Annahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 38.

Sonnabend, den 19. September 1891.

V. Jahrgang.

Parteigenossen! — **Sophie Günsburg.** — **Politische Notizen.** — **Der Verfall des Staatskredits.** — **Die Entscheidung über Krieg und Frieden im Programm-entwurf. I.** — **Literarisches.**
Gedicht. — **Novelle.** — **Der Kampf eines Konservativen gegen die Getreidezölle. II.** — **Lebenshaltung und Lohn der Arbeiter im Mittelalter.** — **Schwere Aufgabe.** — **Verschiedenes.**

sage, welche dem Parteitag unterbreitet wird, und in der in § 8, Absatz 2 der Partei-Organisation vorgeschriebenen Veröffentlichung Aufnahme finden.
Die Adresse des Vorkomitees in Erfurt, bei welchem die Anmeldung der Vertreter stattzufinden hat, wird später bekannt gemacht werden.

Mandatsformulare sind durch das Parteibüreau Berlin SW., Raybachstraße 9, wohnin auch alle übrigen Zuschriften, Anfragen u. zu richten sind, zu beziehen.
Mit sozialdemokratischem Gruß
Berlin, 5. September 1891. Der Parteivorstand.

Die Postabonnenten unseres Blattes
erinnern wir daran, vor Monatschluß ihr **Abonnement zu erneuern**, da dasselbe von der Post sonst als erloschen betrachtet wird.
Postzeitungskatalog Nr. 893.
Preis pro Quartal Mk. 1,50 (bei Selbstabholung), durch Briefträger ins Haus 1,65 Mk.
Die Kreuzbandabonnenten
bitten wir, wenn möglich, vom 1. Oktober an **direkt von der Postanstalt zu beziehen**, da die Expedition sich dadurch bedeutend vereinfacht.

Parteigenossen!

In unserer Bekanntmachung vom 3. Juli d. J., welche die Veröffentlichung des Programm-entwurfes enthielt, war als vorläufiger Termin für den diesjährigen Parteitag der 10. Oktober in Aussicht genommen. Mittlerweile ist nun der Tag für die sächsischen Landtagswahlen bekannt geworden und werden dieselben am 18. Oktober stattfinden.

Von Seiten der sächsischen Genossen ist deshalb angeregt worden, den Parteitag um einige Tage zu verschieben, damit unsere Genossen Gelegenheit haben bis zum letzten Augenblicke ihre agitatorischen Kräfte im Dienste der Wahlbewegung ausnützen zu können.

Bei der Bedeutung, welche die sächsischen Landtagswahlen für unsere Partei haben, glaubte die Parteileitung den Wunsch der Genossen berücksichtigen zu sollen und berufen wir deshalb den Parteitag auf:

Wittwoch, den 14. Oktober, nach Erfurt

in das Lokal zum „Kaiserpaal“, Futterstraße, ein.
Als provisorische Tagesordnung ist festgesetzt:
Wittwoch, den 14. Oktober, Abends 7 Uhr, Vorversammlung, Konstituierung des Parteitages, Festsetzung der Geschäfts- und der Tagesordnung, Wahl einer Kommission zur Prüfung der Vollmachten.
Donnerstag, 15. Oktober und die folgenden Tage:

1. Geschäftsbericht des Parteivorstandes.
Berichterstatter: J. Kuer.
2. Bericht der Kontrolleure durch G. Schulz.
3. a) Die parlamentarische Thätigkeit der Reichstagsfraktion.
Berichterstatter: H. Mollenbuhr.
b) Die Tattil der Partei.
Berichterstatter: A. Bebel.
4. Berathung des Programm-Entwurfes.
Berichterstatter: W. Liebknecht.
5. Berathung derjenigen Anträge der Parteigenossen, welche bei den vorausgehenden Punkten der Tagesordnung nicht bereits ihre Erledigung gefunden haben.
6. Wahl der Parteileitung und Bestimmung des Ortes, wo sie ihren Sitz zu nehmen hat.

Parteigenossen! Es bedarf keines besonderen Hinweises auf die Wichtigkeit des bevorstehenden Parteitages. Die Thatsache allein, daß auf ihm die Programmrevidition, welche die Partei schon seit Jahren beschäftigt, zum Abschluß und ein neu formulirtes Programm zur Annahme gelangen soll, zeugt für die hohe Wichtigkeit, welche der Parteitag in Erfurt für die Entwicklung der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland haben wird.

Der Parteitag ist die oberste Vertretung der Partei. Dort ist der Platz, wo alle Wünsche und Beschwerden von den Vertretern der Gesamtpartei eine den Partei-Interessen entsprechende sachgemäße Würdigung und Beurtheilung finden werden.

Gemäß den Bestimmungen unserer Partei-Organisation suchen wir die Parteigenossen, welche Anträge an den Parteitag stellen wollen, dieselben an die unten angegebene Adresse des Parteivorstandes einzuschicken. Da vor der Veröffentlichung erst eine Ordnung und Sichtung der Anträge nothwendig ist, so sind die Antragsteller gebeten, mit der Einreichung von Anträgen nicht bis zur letzten Stunde zu warten, sondern dieselben bis spätestens Mittwoch, den 30. September, an den Parteivorstand gelangen zu lassen.

Besonders machen wir noch darauf aufmerksam, daß auch solche Anträge zum Parteiprogramm, welche bereits in der Parteipresse zum Abdruck gelangt sind oder in den nächsten Wochen etwa veröffentlicht werden, in einer zur Verhandlung geeigneten Formulirung an uns eingeschickt werden müssen.

Nur diejenigen Anträge, welche rechtzeitig und direkt an den Parteivorstand eingeschickt werden, können in die gedruckte Vor-

† Sophie Günsburg.

Aus St. Petersburg kommt die Nachricht, daß Sophie Günsburg die in der nihilistischen Agitation der letzten Jahre eine Rolle gespielt hatte und schließlich in St. Petersburg festgenommen und verurtheilt worden war, durch Selbstmord ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Es ist noch erinnerlich, wie im Gefolge der Ermordung Alexander's II. zugleich auch für die Revolutionspartei eine Katastrophe hereinbrach. Der Attentäter wurde am 13. März gleich an Ort und Stelle verhaftet und wenige Monate hernach wurden Sophie Perowskaja und Peter Scheljaboff als Leiter und Führer, der Chemiker Michael Ribaltschitsch als Verfertiger der Bombe und der Student Michael Ryssaloff als derjenige, der sie geworfen, hingerichtet; die einzige Jespe Helfemann wurde, da sie bei Fällung des Todesurtheils sich in anderen Umständen befand, vom neuen, dem gegenwärtigen, Czaren zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken begnadigt. Der größte Erfolg aber, den damals die russische Polizei durch die Verhaftung der Attentäter erlangte, bestand darin, daß sie zum ersten Male in die Zusammensetzung und den Dislokationsplan der nihilistischen Partei genauere Einsicht erhielt, und damit schien für die revolutionäre Bewegung thatsächlich das Ende gekommen zu sein. Zwar bligte noch da und dort der Dolch und wurden Revolvergeschosse abgefeuert: ein Mirski ging dem General Loris-Melikoff an den Leib, Oberstlieutenant Sudejkin wurde getödtet, in dieser und jener Stadt fand man gefürchtete Polizeichefs, verhaßte Beamte, verrätherische Denunzianten todt; aber es war doch nur wie der Nachhall des großen Schlachtendonners. Auf jede Regung der Nihilisten wurde mit zahllosen Verhaftungen geantwortet und in St. Petersburg und Kiew, in Rischenow und Obeffa wurde in einer Art und Weise justifizirt und mit Verschickungen nach Sibirien vorgegangen, daß endlich Ruhe eintrat und die letzte Kraft des Nihilismus ein für allemal gebrochen schien. Da lebte aber plötzlich die Bewegung mit ungeahnter Festigkeit wieder auf, so daß man sich in den letzten vier Jahren in jene Zeit zurückversetzt glauben konnte, wo Alexander II. gleich einem gehezten Wild, überall von erbitterten Feinden umstellt, ständlich auf den Tod gefaßt sein mußte. Eine ganze lange Reihe von Thatsachen bezeugten das Wiedererwachen des unerbittlichen Kampfes. Da war die berühmte Verschönerung des Friedensrichters Bardowski in Warschau; an dem Tage, da der Zar seinen feierlichen Einzug in Warschau halten wollte, sollte beim Vorbeipassiren am Bardowski'schen Hause eine Mine springen: Bardowski und einer seiner Genossen, ein Offizier, wurden gehängt, über zwanzig Theilnehmer an der Verschönerung zu schrecklichen Strafen verurtheilt. Kurz darauf hieß es, daß der Zar in Gatschina mit eigener Hand einen Bediensteten oder einen Offizier, der sich verdächtig gemacht, getödtet habe, und wieder nach einiger Zeit folgte das Eisenbahnunglück von Borki. Eisenbahnunglück wurde es genannt, aber Niemand zweifelte, daß es eine von den Nihilisten gelegte und zur Explosion gebrachte Mine war, die das Unglück bewirkte; und daß der Nihilismus diesen Versuch noch lange nicht als seinen letzten betrachtete, das beweisen die

späteren Affairen: die Ermordung des Generals Seliverstow durch den Nihilisten Padlewski in Paris, die Bombenprobe von Zürich und vieles Andere. Während dieser ganzen Zeit nun wurde, wenn von den Führern der Bewegung die Rede war, in allererster Linie immer auch Sophie Günsburg genannt. Von den anderen wußte man, daß sie von sicherem Orte, von Paris oder der Schweiz aus, die Figuren dirigirte; Sophie Günsburg aber war der leibhaftige Ueberall und Nirgend's. Die Krapotkin's und Safful'tsch's und Mendelssohn's wurden von der russischen Geheimpolizei immer nur im Auslande verfolgt und gesucht; die Günsburg aber wußte man allezeit auf der Reise, sie war Meisterin in der Kunst der Verkleidung und spielte mit ihren 22 Jahren die Rolle des Studenten und der Bäuerin, des Popen und des Stabsoffiziers, des Kaufmanns und des Advokaten gleich gut. Hundertmal überschritt sie so die russische Grenze und trieb sich im Innern des ungeheueren Reiches selbst ungefährdet umher, überall organisirend, befeuernd und schärend — bis endlich die rastlose Emissarin, die wohl ihres Gleichen noch nicht gehabt hat, an einer kleinen Berggegend zu Grunde ging. Sie war — einige Monate nach Borki — in einem St. Petersburger Laden gewesen und hatte dort einen kleinen Einkauf besorgt. Auf dem Heimwege bemerkte sie mit Entsetzen, daß sie in dem Laden ihre Börse vergessen hatte — und der Schrecken war wahrlich sehr am Platze, denn die Börse enthielt ungeheuer viel Wichtiges, als Geld, Personenlisten und höchst gravirende Korrespondenzen waren darin. Sie eilte in den Laden zurück, — zu spät! Man hatte die Börse bereits geöffnet und durchsucht, und als Sophie Günsburg wieder in den Laden trat, standen schon Polizisten hinter ihr und sie wurde verhaftet. . . . Von dem Vorlaufe ihres Prozesses drang Manches in die Oeffentlichkeit. Das „Neue Wiener Tagebl.“ welches die Verantwortung für die Einzelheiten dieses Berichtes zu tragen hat, erzählt, daß sie unzählige Qualen zu erdulden hatte, daß sie aber alle Leiden ertrug, ohne sich eine Aussage gegen ihre Mitverschworenen abzwängen zu lassen. Sie wurde zum Tode verurtheilt und erregte es höchstens Aufsehen, als man, statt mit der Hinrichtung vorzugehen, sie begnadigte; Sophie Günsburg wurde auf die Festung Schlüsselburg gebracht, die auf einer Insel inmitten der Newa gelegen ist; hier ist der Aufenthalt ein so schrecklicher, daß die Festungsgarnison von drei zu drei Wochen gewechselt werden muß, weil die Soldaten infolge der unerträglichen Feuchtigkeit erkranken, und hier werden die meist gravirten politischen Verbrecher in unterirdischen Kerkern, in welche das Newawasser in ganzen Strömen hineindringt, gefangen gehalten. In den Schlüsselburger Gefängnissen sterben die Gefangenen gewöhnlich nach drei, vier Monaten, und zwar im Wahnsinn. Sophie Günsburg ist, wie nun gemeldet wird, eines anderen Todes gestorben. Sie hat sich, so lautet die Kunde, mit einer alten stumpfen Schere, welche sie sich zu verschaffen gewußt hatte, getödtet, obgleich beständig eine Wache vor ihrer Thüre hin und her ging und öfter hineinsah. Sie fürchtete durch die Martern wahnsinnig zu werden und sich dann Geständnisse entreißen zu lassen.

Arbeitgeber und Dienstherrschäften, welche auf eigene Kosten ihre Arbeiter und Dienstboten derartig versichern, daß allen Bestimmungen dieses Gesetzes über Renten und Entschädigungen ganz genügt wird, sind von weiteren Pflichten befreit. Falls keine oder unzureichende Versicherung erfolgt, so sind Arbeitgeber und Dienstherrschäften auf Antrag der Arbeiter und Dienstboten verpflichtet, einer staatlichen Kasse sofort baares Geld oder Unterpfand zu überweisen, um die Zahlung der zuerkannten Entschädigungen und Renten zu sichern. Die Angestellten, Subalternbeamten, die Arbeitsunfällen ausgesetzt sind und die Dienstboten, die, wenn auch nur vorübergehend, an industrieller oder landwirtschaftlicher Arbeit theilgenommen haben, stehen den Arbeitern gleich. Für vollständige Arbeitsunfähigkeit von über 14 Tagen ist eine tägliche Entschädigung von 65 Prozent des Tagelohnes, welcher nach dem Durchschnitte des Vorjahres zu berechnen ist, zu zahlen; bei dauernder Arbeitsunfähigkeit wird auf derselben Grundlage eine lebenslängliche Rente gewährt. Ist die Arbeitsunfähigkeit eine dauernde, aber nur theilweise, so wird eine lebenslängliche Rente von 10 bis 50 Prozent des durchschnittlichen Tagelohnes gewährt. Im Falle des Todes erhält die Wittve — bis sie sich wieder verheirathet — 20 pCt. des durchschnittlichen Lohnes als Rente; für jedes eheliche oder anerkanntes Kind bis zum 14. Lebensjahre, für jede von dem Verstorbenen unterhaltene Schwester oder Bruder sind 10 pCt. zu bewilligen, doch darf das Ganze nicht 50 pCt. übersteigen. Außerdem müssen Apothekerkosten bis 100 Franks, Beerdigungskosten bis 50 Franks von dem Arbeitgeber getragen werden. Während ihres Dienstes verletzte Dienstboten erhalten je nach ihrem Lohne Entschädigungen bis täglich 2,60 Franks, Renten bis täglich 2 Franks. Alle Entschädigungen, Renten, Unfälle werden durch die Friedensrichter und im Falle der Berufung durch die Gerichte festgestellt; diese Sachen sind durchweg dringliche und gehen allen Prozessen vor. Es müssen versichert werden alle Arbeiter der Steinbrüche, Bergwerke, Minen, unterirdischen Arbeiten, der Eisenbahnen und Schiffahrtsbetriebe, aller Fabriken, Werkstätten und Bauplätze, welche durch Dampf, Gas, Elektrizität, Druckluft getriebene Maschinen verwenden, aller Industrien und Arbeiter, die explosive Stoffe erzeugen oder verwenden. Die Arbeiter des Staates, der Provinzen, Gemeinden und öffentlichen Etablissements sind der Zwangsversicherung nicht unterworfen.

— Eine weitere Frucht der franco-russischen Allianz ist der gewaltige Bar, welchen Rußland gegenwärtig in Frankreich anzubinden gedenkt, und zwar mit ganz besonderen Chikanen. Die „Times“ schreibt darüber:

„Es habe den Anschein, als ob die Kronstädter Zusammenkunft Rußland etwas eintragen solle, was ihm nöthiger sei, als das Recht, die Dardanellen zu passieren. Man spreche davon, daß das neue, von Rothschild refasirte Anleihen übernommen und im Laufe des Monats Oktober vom Credit Lyonnais und anderen französischen Firmen im Betrage von 20 Millionen Pfund Sterling auf den Markt gebracht werden solle. Das Anleihen solle ein dreiprozentiges sein und nach Einigen mit 82 nach Anderen mit 84 aufgelegt werden. Demnach würde dasselbe weniger als 3/4 pCt. Zinsen bringen. Da der gegenwärtige Preis der russischen 4 proz. Anleihen 97 ist, so sei es schwer zu verstehen, weshalb in dem einen Falle das Publikum 4 Pfund Sterl. 5 Sh. 4 d. per Cent und im anderen weniger als 3 Pfund Sterl. 15 Sh. fordern sollte. Die Differenz müsse demnach als praemium affectionis angesehen oder als der Betrag betrachtet werden, welchen die französische Republik als Anerkennung für den Besuch des Zaren auf der französischen Flotte zahlen werde. Rußland braucht Geld, darüber herrsche kein Zweifel.“

Die biderbe „demokratische“ Volkszeitung, der wir diese Notiz entnehmen, bemerkt dazu, daß sie ihren Lesern abrathe, sich an diesem Geschäft zu betheiligen, weil es faul sei. Daß das Geschäft faul ist, glauben wir auch; aber das als einzigen Grund anzuführen, finden wir bei einem „demokratischen“ Blatt etwas komisch. Oder sollte die „Volksztg.“ nicht ahnen, daß es sich hier um eine verheerliche Kriegaanleihe handelt? Wenn das Geschäft besser wäre, so könnte man den deutschen „demokratischen“ Skouponabschneidern wohl rathen, den Russen Geld zu borgen zur — nun, zur „Demokratisierung“ Deutschlands?

Um den Zaren sicherer zu befestigen, will die russische Kaiserin eine Reise nach Frankreich machen. Die gesinnungstüchtigen Republikaner können dann eine lebendige Zarenona sehen. Entree 400 Mill. Mark. Sollte sich die Zarin bloß wegen einer gewöhnlichen Anleihe sehen lassen?

Der Verfall des Staatskredits.

Und es will mich schier bedanken,
Daß der Rabbi und der Abt — daß
sie alle beide —

M. M. Nämlich die „N. A. Z.“ und der „B. B. C.“ Die beiden stellen Typen dar. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ indem sie auf den bösen Spekulanten schimpft, welcher so unpatriotisch ist, an nationalen Anleihen Geld verdienen zu wollen, und der „Berl. Börsen-Courier“, indem er die Spekulanten gegen solche Insinuation in Schutz nimmt. In dieser lustigen Weise geht es in den Kapitalistenblättern fort. Die Regierungspresse, einschließlich der inspirierten Kreisblättchen, belfert die politische Opposition an, welcher sie den Mißerfolg der jüngsten Anleihe-Emission in die Schuhe schieben will, die Weisen in der Redaktion des „Berl. B. C.“ und die Richterlichen wollen entdeckt haben, daß es das Ungeheuer des Finanzministers ist, welches den Mißerfolg der Anleihe herbeigeführt hat. Und so schieben sich in dieser Weise beide Gruppen gegenseitig die Schuld an dem niedrigen Kursstand der heimischen Staatsfonds zu. Die

Marren! Sie zerbrechen sich den Kopf über die bekanntesten Dinge von der Welt und merken garnicht, daß sie alleammt eine lächerliche Figur machen.

Und damit das Trio voll wird, muß dann auch die „Berl. Börsen Ztg.“ noch kommen, die, wie immer, die dummste Ansicht vertritt und Folgendes ausführt:

„Die eigentlichen Frevler an dem Staatskredit, das sind weder die Börsenjuden, noch die Börsenschristen, überhaupt nicht die Börse, die heißgeliebte, sondern die Königlich Preussische Staatsregierung Höchselfst, die es nicht versteht, die preussischen Anleihen populär zu machen und das Publikum für dieselben zu interessieren. Der Käufer preussischer Anleihen müsse wissen, daß er jederzeit seine Papiere ohne Verlust verkaufen könne, er müsse glauben, er habe verzinsliche Banknoten liegen, wenn er Staatsanleihen kauft.“

Dieses Blatt stellt sich so dumm an, als ob es garnicht wüßte, daß der Staat 800 Millionen Mark aufkaufen müßte, wenn er vorher 400 Millionen Mark ausgegeben hätte, wollte er den Kurs halten oder befestigen. Nun fehlt nur noch die Cloaka maxima aus Köln am Rhein mit der Erklärung, daß die Alliance israelite universelle und Baron Hirsch die Urheber des Rückganges der Staatsfonds seien. Dann wäre keine Lücke mehr in dem lieblichen Konzert.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir noch vor Ausgabe der letzten Anleihe das Fiasco derselben voraus sagten. Und damals gehörte ein gewisser Muth dazu, denn die gesammte Presse Deutschlands berichtete doch von 42- und 49maliger Ueberzeichnung des aufgelegten Betrages. Allein hatte ja das

Bankhaus Bleichröder	1 300 000 000 M.
die Firma Mendelssohn u. Co.	1 250 000 000 „
die deutsche Bank	1 109 462 900 „
in Summa 3 659 462 900 M.	

gezeichnet, während doch nur 450 lumpige Millionen zur Verfügung standen. Wir wiesen damals bereits darauf hin, daß das Reich seit 1877 in solchem Geschwindschritt Schulden auf Schulden angehäuft habe, daß es ganz unmöglich sei, weitere Anleihen von nennenswerther Höhe auf die alten Schulden aufzupropfen. Wir haben selbstredend niemals an dem Zeichnungshumbug geglaubt und die ganze Ueberzeichnung der Anleihe für einen finanzpolitischen Hofuspokus angesehen, dargestellt von den Börsenpatrioten zum Zweck der Erhöhung des Prestiges des neuen Finanzministers und begünstigt vom Finanzminister, um sich selbst ein möglichst schönes Relief für seine Erstlingsthaten zu geben.

Heute, nach einem halben Jahre schon, und noch ehe die letzten Einzahlungen auf die damalige Anleihe beendet sind, ist die Thatsache des Fiascos schon so offenkundig, daß sich kein einziges Blatt im Reiche mehr herausnehmen kann, den Mißerfolg zu leugnen, wie es dem Nothstand gegenüber noch immer geschieht. Nur über die Ursachen der weichen Staatsrentenkurse schwebt noch der Streit. Natürlich nur bei den Bourgeoisblättern, deren sadenscheinige Moral es nicht zuläßt, ihre eigenen Sünden frei zu bekennen. Daß doch die Leute immer nach einem Sündenbock für ihre eigenen Frevler suchen müssen.

Wir werden es ihnen sagen, den Rabbinatsassessoren und den Aebten, woran es liegt, daß die deutschen Fonds nach unten streben. Das liegt daran, daß der Schuldner ohne Prüfung des Umstandes, ob er seine Schulden auch dereinst wird abstoßen können, sich immer erneute Lasten aufhals, die wie durch ein Sieb in die große Senkgrube des Militarismus fallen. Die klugen Leute, welche jetzt die Komödie aufführen, begreifen den Zusammenhang der Dinge nicht oder heucheln wenigstens, ihn nicht zu begreifen.

Da finden wir in einem Kapitalistenblatt z. B. folgende Aufstellung der Nationalschulden in ihrer Vertheilung auf den Kopf der Bevölkerung:

China	0,25 Mark
Schweiz	8,30 „
Norwegen	23,50 „
Deutschland	28,35 „
Mexiko	43,85 „
Schweden	59,35 „
Türkei	64,25 „
Bereinigte Staaten	71,20 „
Rumänien	104,70 „
Dänemark	108,— „
Rußland	112,50 „
Brasilien	175,85 „
Italien	219,20 „
Griechenland	227,20 „
Oesterreich-Ungarn	288,— „
Argentinien	284,80 „
Spanien	320,— „
Belgien	333,35 „
Großbritannien und Irland	393,35 „
Portugal	492,— „
Frankreich	687,75 „

Mit solchen Spielereien glaubt man dem sinkenden Staatskredit auf die Strümpfe zu helfen. Was sollen dergleichen Statistiken? Etwa beweisen, daß Frankreich und England das Vielfache unserer Schulden haben? — Man wird doch diese Länder nicht mit dem ausgepowerten Deutschland vergleichen wollen. Wenn Frankreich z. B. nicht den Krieg von 1870/71 verloren hätte, dann würde es die Hälfte der gesammten inneren Schuld erspart haben. Frankreich hat aber diese Lasten getragen, es hat seitdem drei schwere wirtschaftliche Krisen durch-

gemacht und ist dennoch zahlungsfähig geblieben. Deutschland hat noch keinen Krieg verloren, keine Krisis von dem Umfange der Panama- und der Kupferkrisis durchlebt, und trotzdem wird der Staatskredit Deutschlands in der Welt um 1 ganzes Prozent Verzinsung niedriger veranschlagt, wie derjenige unserer Nachbarn jenseits der Vogesen. Wenn das Zufall sein soll, verstehen wir die Regeln der kapitalistischen Weltordnung nicht. Und der Hinweis auf die Verschuldung der barbarischen, wilden Völkerschaften? Der kann doch zu Deutschlands Ehrenrettung nicht herangezogen werden.

Welche Kapriolen auch die Vertheidiger des nationalen Pumpsystems schlagen, es wird ihnen nicht gelingen, den Staatskredit zu stärken, wenn sie nicht auf den Urquell des Uebels zurückgreifen und dort den Hebel ansetzen, d. h. die Ausgaben in Uebereinstimmung mit den Einnahmen halten und die wahnsinnigen Summen für ihre Kriegsrüstungen einschränken.

Das und nichts anderes ist der Grund für den Rückgang der 3prozentigen Staatsanleihen. Die Sparkraft des Publikums ist am Ende ihres Könnens. Wenn das der Fall ist, können weder patriotische Finanzmänner (übrigens eine contradictio in adjecta) noch Finanzminister mit weniger Engherzigkeit in puncto des Verdienens der Zwischenglieder bei Staatsanleihe-Operationen, als es Herr Miquel sein soll, den Kredit des Landes heben.

Die Entscheidung über Krieg und Frieden im Programmwurf.

Ein Beitrag zu seiner Kritik.

I.

H.M. Im zweiten Theil des Programmwurfs wird unter Ziffer 3 die Entscheidung über Krieg und Frieden durch die gewählten Vertreter des Volks gefordert. Der Entwurf will also, daß das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen auf das Parlament, auf den Reichstag übergehen soll. Dem Volke selbst soll demnach die Entscheidung über Krieg und Frieden — wie das im alten Programm gefordert wurde — nicht zustehen.

Diese Aenderung, die eine Verminderung der Volksrechte und eine Vermehrung der Parlamentsrechte bedeutet, hat man mit dem Hinweis auf die heutige sehr entwickelte und vervollkommnete Technik der Kriegführung zu begründen versucht. Diese erheische die möglichste Schnelligkeit der kriegerischen Operationen, als da sind Mobilmachung, Formirung und Aufstellung der Truppen, ihre Beförderung an die Grenze u. dergl. mehr. Von der schleunigen Ausführung dieser Operationen hänge zum großen Theil der Ausgang des Krieges ab. Daher dürfe kein Augenblick verloren gehen, und es müsse gegebenen Falles eine Entscheidung so schnell wie möglich herbeigeführt werden. Da nun aber eine Volksabstimmung verhältnismäßig viel Zeit erfordere, die vom Feinde zu unserem Nachtheil ausgenützt würde, so sei die Entscheidung des Volkes über Krieg und Frieden aus praktischen Gründen zu verwerfen und an seine Stelle die „der gewählten Vertreter des Volks“ zu setzen. Da in einem Parlament eine Abstimmung sehr schnell herbeizuführen sei, so eigne sich dieses besser als das Volk zu Kriegserklärungen und Friedensschlüssen.

Wir wollen zunächst darauf aufmerksam machen, daß die vorstehenden Argumente doch nur für die Kriegserklärungen gelten, nicht aber für den Abschluß von Friedensverträgen. Letztere bedingen doch keine kriegerischen Operationen und können eben so gut vom Volke als von einem Parlamente ratifizirt werden.

Dann aber glauben wir, daß man bei der obigen Begründung der Nothwendigkeit einer schnellen Entscheidung und Aktion im Kriegsfalle konsequenterweise nicht beim Parlament stehen bleiben kann, sie führt folgerichtig zu dem Satze, daß der Regierung das Recht der Entscheidung über den Krieg zustehen müsse!

Gewiß ist es richtig, daß sich eine Parlamentsabstimmung in kürzerer Zeit bewerkstelligen läßt als eine Volksabstimmung, ein Plebiszit; aber ebenso richtig ist es, daß die Regierung, was Beschlußfassung anlangt, den Parlamenten „in der Fügigkeit über ist.“ Es kann doch leicht vorkommen, daß das Parlament, weil es doch nicht ohne Unterbrechung tagt und tagen kann, gerade in dem Moment, wo eine schnelle Entscheidung über den Krieg nöthig ist, nicht versammelt wäre.

Es muß also dann zusammengetrommelt werden, worüber mindestens ein Tag vergeht. Und was bedeuten nicht 24 Stunden für den Strategen! Nun soll es die Lage prüfen, diplomatische Aktenstücke studiren, die von der Regierung eingenommene Haltung kritisiren, dann berathen und endlich einen Beschluß fassen. Und alles das ist doch nöthig, soll die ganze Uebertragung des Entscheidungsrechts über den Krieg an das Parlament einen Sinn und einen Werth haben. Diese parlamentarischen Aufgaben lassen sich, sollen sie gewissenhaft und nicht frivol behandelt werden, auch nicht in wenigen Minuten bewerkstelligen, dazu gebraucht es viele Stunden, wenn nicht mehrere Tage.

Während aber die guten Volksvertreter eifrig über politische Situation debattiren, hat sich diese selbst schon wieder geändert. Der mit uns in Konflikt gerathene Staat wird nicht erst auf den Ausfall des Parlamentsbeschlusses warten und dann sein Heer mobil machen, sondern es während der Berathung der Volksvertretung thun. Er verschafft sich dadurch vielleicht einen bedeuten-

den Vorsprung; während bei uns erst der Befehl an die Armee geht, kann der Feind schon über die Grenze gekommen sein.

Man sieht, diejenigen Gründe, welche sich gegen die Volksentscheidung über Krieg und Frieden geltend machen lassen, kann man auch gegen die Parlamentsentscheidung ins Feld führen. Erreicht wird mit letzterer keinesfalls, was man mit ihr beabsichtigte. Wir müßten also, wollten wir diese Frage unter zuvorkommender Berücksichtigung der gegenwärtigen militärischen und politischen Zustände lediglich nach Zweckmäßigkeitsgründen entscheiden, der Regierung das Recht überlassen, Krieg zu erklären, wenn sie es für nötig hält.

Von ganz anderen Grundsätzen ging früher die Sozialdemokratie in dieser Frage aus. Jedenfalls dachte man bei der Aufstellung des alten Gothaer Programms noch nicht so ungeheuer „staatsmännisch“ und „realpolitisch“ wie heute. Man sagte sich einfach: „Die Regierung hat kein Recht, ein Volk wider seinen Willen in einen Krieg zu stürzen. Deshalb verlangen wir Entscheidung über Krieg und Frieden durch das Volk.“ Gewiß, dieser Standpunkt ist nicht einwandfrei, und wir werden uns mit ihm noch eingehend beschäftigen — aber es ist doch ein Standpunkt, dem ein klares Rechtsprinzip zu Grunde liegt, dessen Verwirklichung man anstrebte.

Die Forderung des neuen Programmwerfs aber, nach welcher „die gewählten Vertreter des Volks“ über Krieg und Frieden entscheiden sollen, ist eine jämmerliche Halbheit, ein trauriger Kompromiß von militärischen Zweckmäßigkeitsbetrachtungen und demokratischen Prinzipien!

Fragen wir, ob sich vielleicht noch andere Gründe für diese vom praktischen wie prinzipiellen Gesichtspunkt gleich unzulängliche Forderung des Programmwerfs geltend machen lassen?

Man wird vielleicht sagen, ein Parlament ist friedliebender als die Regierung, weniger wie diese zu Kriegen geneigt. Es wird also, wenn in seiner Hand die Entscheidung über Krieg und Frieden liegt, eine größere Garantie für die Erhaltung des Friedens bestehen.

Wir müssen das entschieden bezweifeln, glauben vielmehr, daß sich die Parlamente mindestens ebenso leicht zum Kriege entschließen wie die Regierungen. Die Geschichte kennt nicht nur friedliebende, sondern auch recht kriegerische Parlamente, ja sogar solche, die kriegerischer

waren als die Regierungen und welche diese gegen ihren Willen zum Kriege gedrängt haben. Und das ist leicht erklärlich; denn für die Regierung und insbesondere für eine Dynastie steht im Fall eines Krieges Alles auf dem Spiel. Sie wird sich daher zehn Mal überlegen, ob sie sich in einen Kampf, in dem es sich oft um Sein oder Nichtsein handelt, stürzen soll. Die Mitglieder eines Parlaments aber riskieren höchstens ihren Sitz. Von einem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl ist bei ihnen keine Rede, und auch, wenn es vorhanden wäre, schwindet dort, wo mehrere 100 Personen zu entscheiden haben. Um so zugänglicher aber werden die Parlamentarier für die chauvinistischen Phrasen von nationaler Würde und dergleichen mehr sein. In der allgemeinen Aufregung werden sie den Kopf verlieren und sich von den Kriegsherrn mit fortziehen lassen.

Aus all diesen Gründen glauben wir denn auch, daß für die Erhaltung des Friedens die heutigen Regierungen mindestens ebenso sichere Garantien bieten als die korrupten und unfähigen Parlamente.

Und überdies, wie weit entfernen wir uns mit dieser angeblichen „Realpolitik“ von dem wirklich Realen! Welcher Sozialdemokrat kann auch nur im Ernste daran denken, daß unter den heutigen Verhältnissen im deutschen Reich das Parlament jemals die Entscheidung über Krieg und Frieden bekommt! So lange die gegenwärtigen Machtverhältnisse fortbestehen, ist an eine Parlamentsregierung im englischen Stil in Deutschland garnicht zu denken. Dazu fehlt uns nicht weniger als alles!

Aber nehmen wir für einen Augenblick selbst das Unmögliche an, denken wir uns, der deutsche Reichstag hätte das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Was wäre damit für das Proletariat gewonnen? Nichts, absolut garnichts! Der ganze Militarismus ließe sich mit diesen Zuständen sehr wohl vereinigen und gerade in diesem liegt die Kriegsgefahr. Daß aber dem Militarismus nur das Proletariat ein Ende machen kann, das haben noch jüngst in Brüssel dessen Vertreter einmütig anerkannt.

Wozu also eine solche Halbheit, eine solche Forderung im Programm, die selbst, wenn sie erfüllt, keinen Schutz Pulver Werth für das Proletariat hätte?

Wenn aber das Proletariat zur herrschenden Klasse geworden, die politische Macht erobert hat, dann wird von Parlamenten noch viel weniger die Rede sein, als von Entscheidungen über Krieg und Frieden. Die einzige

kriegerische Aufgabe, die das europäische Proletariat vielleicht noch zu lösen haben wird, wird die Beseitigung des russischen Zarenismus sein. Aber auch das ist ungewiß. Wahrscheinlich wird dieser beim Siege des Proletariats von den russischen Revolutionären selbst beseitigt. Der Parlamentarismus aber wird auf alle Fälle von der Bildfläche verschwinden.

Was bleibt also von jener Forderung: „Entscheidung über Krieg und Frieden durch die gewählten Vertreter des Volks“ für die Zukunft übrig? Nichts, garnichts!

Sie taugt also nichts für die Gegenwart, sie taugt auch nichts für die Zukunft; sie ist weder „praktisch“ und „möglich“, noch demokratisch und prinzipiell!

Darum hinweg mit ihr aus dem Programm! Was wir aber an ihre Stelle setzen möchten, werden wir im folgenden Artikel darlegen.

Literarisches.

— **Lieder für das arbeitende Volk.** Jael, Nr. 1. a) Halte Wort, von Joh. Ph. Becker. b) Vorwärts, Part. 80 Pf., Stimm. 1 M. — Jael, Nr. 2. a) Lied der Internation. von A. Geib. b) Wie ist doch die Zeitung so interessant, Hoffmann v. Fallersleben, Part. 80 Pf., Stimm. 1 M. 20 Pf. — La Parjaiselle, für Orchester, 16 Stimmen 75 Pf. netto. — Riva, S., zwei Lieder, a) Noch ist die Freiheit nicht verloren, R. Prus. b) Es dämmert im Osten, Part. 80 Pf., Stimm. 1 M. — Riva, S., Aufforderung: Schlägt noch dein Herz, mit Begleitung des Piano. Part. 80, Stimm. 60 Pf. — Eigenthum des Verlegers. Dresden, Joh. Günther.

— **Der Spottvogel.** Erscheint wöchentlich in Festschrift à 10 Pf. Eine kurze, wichtige Uebersicht über die politischen Wochenereignisse.

— **Belus-Alt.** Die Erde, Lieferung 2-5. Preis pro Lieferung 60 Pf.; das Werk soll in 15 Lieferungen vollständig sein. Braunschweig, Verl. von Otto Salle.

Die empfehlenden Worte, welche wir der ersten Lieferung f. z. gewidmet haben, können wir nur wiederholen. Das Buch ist populär und interessant geschrieben, aber durchaus auf der Höhe der Wissenschaft gehalten.

— In der **Philipp Reclam'schen Universal-Bibliothek** gelangten soeben folgende Bände zur Ausgabe: Nr. 2851—2853. Sigmund Freud, Deutsche Vorlesungen. — Nr. 2854. Friedrich Gukard Triesch, Der Hengstmeister. — Nr. 2855. Konrad v. Würzburg, Drei Dichtungen. Frei aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von Heinrich Kraeger. — Nr. 2856. Henrik Ibsen, Frau Inger auf Vestrot. Schauspiel in fünf Aufzügen. Deutsch von R. von Borch. — Nr. 2857. 2858. Ouida, Farnmor. Roman. — Nr. 2859. Conrad Zahn, Der hundertste Schimmel. Lustspiel. — Nr. 2860. David Haef, Phantasie- und Lebensbilder.

Öffentliche Versammlung der sozialdemokratischen Parteigenossen des dritten Berliner Reichstags-Wahlkreises am Dienstag, den 22. September, Abends 8 Uhr, in der „Berliner Ressource“, Kommandantenstraße 57.

Tages-Ordnung: Der bevorstehende Parteitag in Erfurt. Referent: Genosse A. Gerich. 2. Diskussion. 3. Wahl der Delegirten zum Parteitag. 4. Wahl einer Kommission zum Sammeln der Gelder behufs Deckung der Unkosten der Delegirten. 5. Wahl zweier Mitglieder zur Lokal-Kommission. 6. Ersatzwahl eines Mitgliedes zur Preßkommission. 7. Wahl von Revisoren. 8. Verschiedenes.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht

Der Vertrauensmann.

Große öffentliche Volks-Versammlung des sechsten Berliner Reichstags-Wahlkreises am Dienstag, den 22. September 1891, Abends 8 Uhr, im Saale des „Eiskeller“, Chausseestraße 88.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Genossen W. Werner über: „Der bevorstehende Parteitag in Erfurt“. 2. Diskussion. 3. Wahl der Delegirten zum Erfurter Parteitag. 4. Verschiedenes.

Wir ersuchen unsere Parteigenossen recht zahlreich zu erscheinen.
Zur Deckung der Unkosten wird Entree nach Belieben erhoben.

Der Vertrauensmann.

Den Parteigenossen empfehlen wir zur Anschaffung

unserer

Neue Gesamt-Ausgabe:

Ferd. Lassalle's Reden und Schriften

in 40—50 Hefen à 3 Bogen zum Preise von 20 Pfg. pro Hefl.

Herausgegeben

im Auftrage des Vorstandes der sozialdemokratischen
Partei Deutschlands
von Eduard Bernstein, London.

Verlag des „Vorwärts“ Berliner Volksblatt in Berlin SW.

Die Kunststickerei, Bilderhandlung und Bildereinrahmung von Fröhlich & Richter

65, Grüner Weg Berlin O., Grüner Weg 65,

empfehlen sich den Genossen und Vereinen zur Lieferung von Saaldekorationen, Kolossal-
büsten (63 cm) 8 M., Bilder in sozialdemokratischen Genres zu Verloofungen etc. —
Spezialität: Sozialdemokratische Sinsprüche in bester Ausführung (eigenes Fabrikat). —
Anfertigung von Sannern, Fahnen etc.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Ernst, Berlin. — Verleger und Drucker: Mauver, Werner, Dimnick, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 56.

Maler.

Mittwoch, den 23. September 1891, Abends 8 Uhr, in „Gratweil's Bierhallen“,
Kommandantenstraße 77—79:

Große öffentliche Versammlung

sämmtlicher Maler, Anstreicher u. verwandten Berufsgenossen.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Reichstags-Abgeordneten Max Schippel
über: „Die Nacht der Junger in Preußen“. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.

Um zahlreiches und pünktliches Erscheinen ersucht

Der Vertrauensmann.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

von

MAX BUSSE

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,
verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Für jede Uhr wird roelle Garantie geleistet.

Grosso Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten er-
möglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaren

zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste
ausgeführt.

Meerschamm-, Bernstein- und Elfenbein-Waaren.

Spezialität: Portraits bewährter sozialistischer Führer (Lassalle, Marx u. A.), in
Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfen, Shliponadeln, Mandjettenknöpfen, Stöcken und
Broden. en gros. en detail.

B. Günzel, Brunnenstraße 157, am Rosenthaler Thor.

Verein d. Sattler u. Fachgenossen.

Versammlung

am Sonnabend, den 19. September 1891,
Abends 8 1/2 Uhr, im „Prestener Garten“,
Dresdenerstraße 45.

Tages-Ordnung: 1. Welchen Werth haben
die internationalen Kongresse für die Arbeiter?
Referent: G. Einl. 2. Diskussion. 3. Ver-
schiedenes.

Zu regem Besuch ladet ein

Der Vorstand.

NB. Am Sonntag, den 27. September: Ge-
müthliches Beisammensein im Vereinslokal.

Einfache und elegante Damenschneiderei
fertigt Emma Seidel, Markusstr. 12 1.
(Thoreingang).

Wichtig für den Nord-Bezirk!

Chausseestraße 83

gegenüber der Tiefenstraße.
Freunden und Genossen bringe mein

Schuhwaren-Geschäft

in freundliche Erinnerung. Größte Auswahl.
Zeitgemäße Preise.

Keine Dugendwaare. Keine Bazarwaare.
Pilschube.

Elegante Stiefel. Starke Arbeitstiefel.

O. Fäse, Chausseestr. 83.

Aufruf!

Nirgends wird ein Widerspruch zwischen
Lehre und Leben angetroffen, der lächerlicher
und widersinniger wäre als bei den sogenannten
„besiglofen Gebildeten“, welche aus Wahrheits-
liebe und Selbstachtung ihren Lebenslauf unter-
brochen oder eine Stellung aufgegeben haben,
um geistige Vorkämpfer der Sozialdemokratie
zu werden. Ihren Brüdern und Schwestern
predigen sie Sozialismus, Gemeinschaft, und
sie selbst ignorieren dieselbe untereinander. Wo
sich Alles organisiert, wollen wir gegen unsere
Ueberzeugung handeln. „Ihr Elenden und
Bedrückten aller Länder, vereinigt Euch!“ also
rief der große Marx dem Proletariat zu, und
sind wir keine Proletarier? In seinem Sinne
und, so er noch unter uns wolle, in seinem
Auftrage rufen wir: „Ihr „besiglofen Gebildeten“
aller Städte, vereinigt Euch!“ — Wer von den
Berliner Herren Genossen unserer Ansicht ist
und das Bedürfnis fühlt nach Zusammenschluß
der zersplitterten Kräfte, beliebe seine Adresse
zwecks Einladung zu einer Besprechung an den
Untersignierten zu senden.

Im Auftrage mehrerer Gleichgesinnten:

A. Fiebig,

Königsgräberstraße 56a, S. 2 Tr.

Die liebe Polizei.

So Zweie stehen und flüstern,
Da steht die Polizei
Den Himmel sich undüstern
Und riecht Rebellei,
Fängt an zu arretiren,
Denn s' könnt' zum Aufruhr führen;
Und darauf hat sie ja zu sehen:
Die Welt soll sich auch morgen drehen!
Es lebe hoch die Polizei,
Die liebe Polizei!

Fängt Einer an zu niesen,
Spitzt sie die Ohren schnell,
Und wittert hinter diesem
Den schändlichsten Rebell;
Rieft er zum zweiten Male,
So sind das Kampfsignale; —
Die Polizei packt ihren Mann,
Bevor er weiter niesen kann.
Es lebe hoch die Polizei,
Die liebe Polizei!

Vor jeder rothen Nase,
Da bleibt sie sinnend stehen,
Es könnte in der Straße
Ein Attentat geschehen;
Und weiter dient dergleichen
Oft als Erkennungszeichen; —
Drum mit der Nase in Arrest,
Dann steht des Staates Pfellek fest.
Es lebe hoch die Polizei,
Die liebe Polizei!

Drum laßt, ihr guten Christen,
Euch nie von dem Geschrei
Der Wähler überliffen,
Und ehrt die Polizei!
Und tritt sie euch von hinten,
So laßt gefaßt euch finden
Und denkt: „Ei nun, auch das ist gut,
's ist doch ein schönes Institut!“
Es lebe hoch die Polizei,
Die liebe Polizei!

Was sollen wir also thun!

Von Graf Leo Tolstoi. Deutsch von August Scholz.
X.

Jenes Gefühl des Mitleids mit den Menschen und der Abneigung gegen mich selbst, welches ich im Djapin'schen Hause empfunden hatte, habe ich später nicht mehr gehabt; ich war ganz erfüllt von dem Wunsche, das von mir begonnene Werk durchzuführen und jenen unglücklichen Menschen, die ich hier vorfinden würde, Gutes zu erweisen. Aber wie seltsam! Man sollte glauben, daß die Erweisung von Wohlthaten, die Vertheilung von Geld unter nothleidende Menschen eine sehr schöne Sache sei und Liebe zu den Menschen in uns erwecken müsse. Das Gegentheil aber war der Fall; die Ausübung der Wohlthaten brachte in mir vielmehr eine Abneigung gegen die Menschen und eine Verdammung derselben hervor. Am Abend des ersten Zähltages ereignete sich eine Szene, welche ganz den Szenen im Djapin'schen Hause gleich, und dennoch brachte dieselbe bei mir einen ganz anderen Eindruck hervor. Die Sache begann damit, daß ich in einem der Quartiere gerade eine solche Person fand, wie ich sie brauchte, eine Person, die sofortige Hilfe nöthig hatte. Es war ein verhungertes Weib, das seit zwei Tagen nichts gegessen hatte. Das Quartier bestand aus einem sehr großen, fast leeren Raum, der einer ganzen Anzahl von Personen als Nachtherberge dienen mochte. Ich fragte eine anwesende alte Frau, ob es hier sehr arme Leute gebe, solche z. B., die nichts zu essen hätten. Die Alte dachte nach und nannte mir zwei Namen, dann aber schien plötzlich ihr Gedächtniß lebendig zu werden.

„Da liegt sie ja,“ sagte sie, in dem sie nach einer der besetzten Kojen wies, „die da drinnen hat, glaub' ich, schon lange nichts gegessen.“

„In der That? Und wer ist sie denn?“

„Sie war früher eine Dirne, aber jetzt nimmt sie keiner mehr, darum hat sie kein Verdienst mehr. Die Wirthin hat immer noch Mitleid mit ihr gehabt, jetzt aber will sie sie weggagen. . . Agafia, he Agafia!“ rief die Alte.

Wir traten näher heran, und in der Koje begann sich etwas zu regen. Es war ein halb ergrautes, zerzaustes, zum Skelett abgemagertes Weibsbild in einem schmutzigen, zerrissenen Hemde, mit eigenthümlich glänzenden, starren Augen. Sie blickte an uns vorüber und suchte mit ihrer dünnen Hand ihr Leibchen zusammenzuziehen, um ihre knochige Brust, die von dem schmutzigen Hemde entblößt war, zu bedecken, wobei sie, offenbar unwillig über die Störung, in ärgerlichem Tone rief: „Was denn, was denn?“

Ich fragte sie, was für ein Leben sie führe. Sie schien mich lange nicht zu verstehen, dann sagte sie: „Weiß selbst nicht, man will mich fortjagen.“

Ich fragte sie — und ich schämte mich, es niederzuschreiben — ob es wahr sei, daß sie nichts gegessen habe. Und in derselben fiebernden, hastigen Weise antwortete sie, ohne mich anzusehen:

„Gestern und heut hab' ich nichts gegessen.“

Der Anblick dieses Weibes machte einen tiefen Eindruck auf mich, jedoch nicht von der Art, wie die Szenen, die mir im Djapin'schen Hause vor Augen getreten waren. Dort hatte ich mich vor lauter Mitleid für jene Menschen geradezu meiner selbst geschämt, hier freute ich mich beinahe darüber, daß ich endlich das gefunden hatte, was ich suchte, nämlich einen hungrigen Menschen.

Ich gab ihr einen Rubel und erinnere mich, daß ich sehr vergnügt war, daß andere es gesehen hatten. Als die Alte dies sah, bat auch sie mich um Geld. Es war mir so angenehm, zu geben, daß ich, ohne erst nachzuforschen, ob es nöthig sei oder nicht, auch der Alten was gab. Diese geleitete mich bis hinter die Thür, und die Leute, welche im Korridor standen, hörten, wie sie mir dankte. Wahrscheinlich hatten die Fragen, welche ich über Noth und Elend stellte, auch ihre Erwartungen rege gemacht, und so folgten uns einige von ihnen. Noch in dem Korridor begannen sie mich um Geld zu bitten. Es befanden sich unter den Bittenden ein paar offensbare Trunkenbolde, die einen unangenehmen Eindruck auf mich machten; nachdem ich jedoch der Alten einmal gegeben hatte, hatte ich kein Recht, diesen eine Gabe zu verweigern und ich begann auch unter sie Geld zu vertheilen. Während ich noch dabei war, kamen noch weitere hinzu. In sämmtlichen Quartieren entstand eine förmliche Bewegung. Auf den Treppen und Gallerien erschienen Leute, die mir mit Bliden folgten. Als ich auf den Hof hinaustrat, kam von einer der Treppen ein Knabe heruntergestürzt, der die Umherstehenden mit dem Ellenbogen auseinanderdrängte. Er schien mich nicht zu sehen und rief hastig:

„Der Agascha hat er einen Rubel gegeben!“

Unten angekommen, schloß er sich der Menge an, die mir folgte. Ich trat auf die Gasse hinaus. Leute aller Art kamen hinter mir her und baten mich um Geld. Ich vertheilte alles Kleingeld, das ich bei mir hatte, und trat in einen offenen Laden, dessen Inhaber ich bat, mir eine Zehnrubelnote zu wechseln. Jetzt geschah genau dasselbe, was auch im Djapin'schen Hause geschehen war. Ein schredlicher Wirrwarr entstand. Alte Weiber, Gelleute, Bauern, Kinder drängten sich vor dem Laden und hielten mir die Hände hin; ich gab immerzu, fragte auch einige nach ihrem Leben und machte mir Bemerkungen in mein Notizbuch. Der Krämer, der mit hochgezogenem Pelzkragen wie ein Söbgenbild hinter dem Ladentisch saß, warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Menge und schaute dann wieder geradeaus; er fühlte jedenfalls ebenso wie alle andern, daß es eine Dummheit war, was ich da that, doch konnte er das nicht offen sagen.

Im Djapin'schen Hause hatte mich das Elend und die Erniedrigung der Menschen betroffen gemacht, ich fühlte mich als Mitschuldigen an diesen Zuständen und hegte den Wunsch, besser zu werden. Jetzt hatte eine ganz eben solche Szene auf mich einen durchaus anderen Eindruck gemacht: ich empfand eine Abneigung gegen viele von denjenigen, welche mich umgaben, und zweitens eine Beunruhigung darüber, was wohl die Krämer und Hausknechte von mir dachten.

Als ich an diesem Tage nach Hause zurückkehrte, war mir durchaus nicht wohl ums Herz. Ich fühlte, daß das, was ich gethan hatte, albern und unftitlich war. Wie es jedoch immer zu sein pflegt, wenn das Innere des Menschen sich im Widerspruche mit sich selbst befindet, so redete ich auch diesmal sehr viel von den begonnenen Werken, als ob ich durchaus nicht am Erfolge desselben zweifelte.

Am nächsten Tage begab ich mich allein zu den von mir notirten Personen, welche mir elender als die übrigen erschienen waren, und denen, wie ich glaubte, leichter zu helfen war. Wie ich bereits sagte, habe ich nicht einer einzigen von diesen Personen wirklich geholfen. Es erwies sich als weit schwieriger, ihnen zu helfen, als ich angenommen hatte. Ob es nun wirklich nicht anders ging, oder ob nur ich die Sache nicht verstand, jedenfalls hatte ich alle diese Leute nur gereizt und keinen geholfen. Ich ging bis zum letzten Zähltag mehrmals nach dem Rischanow'schen Hause, und jedesmal geschah genau dasselbe: ich wurde von einer Menge bettelnder Menschen umlagert, zwischen denen ich mir ganz verloren vorkam. Ich sah, daß es unmöglich war, irgend etwas zu erreichen, weil ihrer allzu viele waren, und weil ich eben deshalb, daß ihrer so viele waren, eine Abneigung gegen sie empfand; aber auch einzeln genommen hatten sie nichts besonders Anziehendes für mich. Ich fühlte, daß jeder von ihnen mir die Unwahrheit oder wenigstens nicht die ganze Wahrheit sagte und in mir lediglich den offenen Geldbeutel sah, in den man nur hineinzulangen brauchte. Und sehr oft schien es mir, daß das Geld, welches er von mir verlangte, seine Lage nicht verbessern, vielmehr verschlimmern würde. Je öfter ich in jene Häuser ging, in je engeren Verkehr ich mit den Bewohnern derselben einließ, desto handgreiflicher erschien mir die Unmöglichkeit, für sie irgend etwas von bleibendem Werthe zu thun, doch ließ ich gleichwohl bis zur letzten Zählung, die zur Nachtzeit stattfand, nicht ab von meinem Plane.

Dieser letzte Besuch ist mir in ganz besonders pein-

licher Erinnerung. Bisher war ich meist allein gegangen, diesmal aber machten wir uns in einer Stärke von zwanzig Mann auf den Weg. Um sieben Uhr versammelten sich in meiner Wohnung alle diejenigen, die an diesem letzten Streifzuge theilnehmen wollten. Es waren fast lauter Unbekannte, Studenten zumeist, ein Offizier und zwei meiner Bekannten aus der großen Welt, die mit der landläufigen Wendung: „Die Sache muß sehr interessant sein!“ mich baten, sie unter die Volkszähler aufnehmen zu wollen.

Meine beiden Bekannten hatten ganz besondere Vorbereitungen getroffen. Sie trugen eine Art Jagd-joppe und hohe Reifestiefel, ein Kostüm, das ihnen für eine derartige Unternehmung, die in ihren Augen mit einer Jagdpartie viel Aehnlichkeit hatte, als das geeignetste erschien. Auch ihre Notizbücher und Bleistifte hatten eine ungewöhnliche Form. Sie befanden sich in jener aufgeregten Stimmung, in der man etwa zum Duell, zum Kriege oder, wie gesagt, zur Jagd geht. An ihnen war die Ungereimtheit unserer falschen Lage ganz besonders zu erkennen, aber auch wir andern waren in der gleichen falschen Lage. Vor unserer Abfahrt fand eine Berathung statt, eine Art Kriegsrath darüber, wie die Sache anzufassen sei, wie wir uns zu vertheilen hätten u. s. w. Unsere Berathung glich vollkommen den bekannten Versammlungen und Komiteesitzungen, in denen jeder spricht, nicht, um etwas Nothwendiges zu sagen oder zu erfahren, sondern nur, um vor den andern nicht zurückzubleiben und eben auch etwas zu sagen. Nicht ein einziger sprach in jener Berathung von den Wohlthätigkeitszielen, über die ich zu ihnen allen so oft geredet hatte. So peinlich es mir auch war, so fühlte ich mich gedrungen, ihnen diese Wohlthätigkeitsziele ins Gedächtniß zu rufen, d. h. sie zu bitten, daß sie bei Gelegenheit der Zählung sich auch alle diejenigen merken möchten, die sich in einer elenden Lage befänden. Alle hörten mich, wie es mir schien, mit einer gewissen Niedererschlagenheit an und gaben mir mit Worten ihre Zusage; es lag jedoch auf der Hand, daß sie alle wußten, daß es eine Dummheit sei, was ich sagte, und daß nichts dabei herauskommen würde. Und sogleich begannen sie wieder von irgend etwas anderem zu sprechen.

Endlich brachen wir auf. Vor dem Rischanow'schen Hause angekommen, traten wir in die Thoreschwelle ein. Die Kellner nahmen uns die Ueberröcke ab, und wir falteten unsere Mappen auseinander. Als man uns mittheilte, daß die Leute im Hause von unserer Ankunft gehört hätten und die Quartiere verließen, baten wir den Wirth, das Thor schließen zu lassen, und begaben uns selbst in den Hof, um den Leuten zum Dableiben zuzureden, indem wir ihnen versicherten, daß niemand nach ihren Pässen fragen würde.

Ich erinnere mich des seltsamen und peinlichen Eindrucks, den der Anblick dieser aufgeschreckten Nachtlagerer auf mich hervorbrachte: in ihrer zerrissenen, unvollständigen Kleidung erschienen sie mir in der Dunkelheit des Hofes, bei der spärlichen Laternenbeleuchtung in übergroßer Gestalt; mit ihren erschreckten und insolge des Schreckens grausig anzusehenden Gesichtern standen sie in dichter Gruppe um den überliefenden Abort gedrängt, hörten unsere Versicherungen an, ohne denselben Glauben zu schenken, und waren offenbar wie ein Rubel gehegten Wildes zu allem bereit, um nur unserer Verfolgung zu entgehen. Von den Herren dieser Welt, von der städtischen und ländlichen Polizei, von Richtern und Staatsanwälten ihr Leben lang gehegt, nirgends ihres Lebens sicher, weder in der Stadt, noch auf dem Dorfe, weder in den Gassen, noch auf den Landstraßen, weder in den Schenken, noch in den Nachtquartieren, konnten sie unmöglich annehmen, daß diese Herren diesmal nur deshalb gekommen seien und die Thore versperrt hätten, um nichts weiter als eine Zählung vorzunehmen. Gerade so hätte man von den Hasen verlangen können, daß sie glaubten, die Hunde wären nur gekommen, um sie zu zählen, nicht, um sie zu jagen.

Die Thore wurden in der That geschlossen, und die alarmirten Hausbewohner begaben sich in die Quartiere zurück, in die wir ihnen, nachdem wir uns in Gruppen getheilt hatten, nunmehr folgten. Mit mir gingen die beiden vornehmen Herren und zwei Studenten. Uns voran schritt Wanja mit der Laterne, im Paletot und in weißen Beinleidern. Wir begaben uns in die mir bereits bekannten Quartiere. Die Leute, welche wir in denselben antrafen, waren mir nur zum Theil bekannt, die meisten Gesichter waren mir neu, und das Schauspiel, welches sich mir diesmal bot, war ungewohnter und grauenhafter, als selbst dasjenige, welches ich im Djapin'schen Hause gesehen hatte. Alle Quartiere waren bis oben an voll. In der Koje lag nicht eine, sondern zwei Personen. Grausig war dieser Anblick infolge der Enge, in welcher sich diese Menschen drängten, sowie infolge des durcheinanders der beiden Geschlechter. Alle Weiber schliefen, total betrunken, mit den Männern zusammen. Viele Weiber schliefen sammt ihren Kindern in den engen Kojen bei fremden Mannspersonen.

Es war ein schredlicher Anblick, so viel Armuth und Schmutz und Lumpen und Angst an einem Orte

angehäuft zu sehen — schrecklich namentlich durch die überraschend große Anzahl von Menschen, welche sich in dieser Lage befanden. Ein Quartier wie das andere, und das dritte und zehnte und das zwanzigste ganz so wie das erste, und so fort bis ans Ende. Und überall derselbe Gestank, dieselbe stidige Luft, dieselbe Enge, dieselbe Vermischung der Geschlechter, dieselben sinnlos betrunkenen Männer und Weiber und dieselbe Demuth, Aengstlichkeit und Schuldbewußtheit in allen Gesichtern. Und ich fühlte wieder jenen Schmerz und jene Scham, wie im Japan'schen Hause, und ich begriff, daß das Werk, das ich begonnen hatte, thöricht und widerwärtig und darum unausführbar sei. Und ich schrieb diesmal keinen mehr auf und fragte auch nicht einen nach Noth und Elend, denn ich wußte, daß nichts dabei herauskommen würde.

Ich war von schmerzlichen Empfindungen erfüllt. Im Japan'schen Hause war ich mir vorgekommen wie ein Mensch der plötzlich am Leibe eines andern ein furchtbares Geschwür erblickt. Er bedauert den andern, er empfindet Gewissensbisse darüber, daß er ihn früher nicht bedauert hat, und er kann daran noch denken, dem Kranken Hilfe zu bringen. Hier aber erschien ich mir wie ein Arzt, der mit seinen Salben und Arzneien zu dem Kranken gekommen ist, sein Geschwür entblöht und aufgerissen hat und nun sich selbst eingestehen muß, daß alles dies umsonst gewesen ist, daß er dem Kranken mit seinen Salben einfach nicht zu helfen vermag.

Der Kampf eines Konservativen gegen die Getreidezölle.

II.

In den zitierten Stellen der von ihm herausgegebenen „Briefe und sozialpolitischen Aufsätze von Robertus“ hatte Meyer die konservative Partei in ihrem eigenen Interesse vor den Kornzöllen gewarnt durch den Hinweis auf die Folgen: Die Arbeiter werden sich noch mehr der Sozialdemokratie zuwenden, die Kapitalkonzentration in der Landwirtschaft wird gefördert, und Deutschland wird wehrlos Rußland gegenüber.

Recht behalten hat er in allen drei Punkten. Und daß es nicht Aufgabe einer konservativen Partei sein kann, diese drei Gefahren über sich und ihre Klasse heraufzubeschwören im Interesse eines ganz gewöhnlichen momentanen Job — das ist wohl klar. Die Art, wie Meyer mit seinen Ausführungen aufgenommen wurde, zeigte dann freilich, daß seine Auffassung der sozialen Entwicklung unrichtig und die der Sozialdemokratie richtig war. Diese konservativen Gedanken, welche jene kleine Gruppe von Idealisten vertrat, zu der er gehörte, waren eben so auf das Wohl der Arbeiterklasse gerichtet, wie die sozialdemokratischen. Aber diese Konservativen gaben sich der falschen Hoffnung hin, durch Konzessionen, welche die herrschende Klasse machen sollte, eine ruhige soziale Entwicklung herbeizuführen; während die Sozialdemokratie eingesehen hat, daß die Menschen blind werden, wenn ihre Interessen ins Spiel kommen, und daß die Arbeiterklasse, weil ihre Interessen denen der herrschenden Klasse entgegengesetzt sind, deshalb nur auf sich selbst rechnen kann. Das heißt aber, daß die soziale Entwicklung nicht ruhig vor sich geht.

Die Aufnahme der Meyerschen Polemik gegen die Kornzölle ist, wie gesagt, ein Beweis dafür. Statt einem Mann dankbar zu sein, der sie im Interesse der Gesamtheit und damit in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse davor warnte, überschüttete sie ihn mit den gemeinsten Verleumdungen. Schon früher hatte Meyer die Korruption in der leitenden Gesellschaft aufgedeckt und in seinen „politischen Gründen“ manchem, der heute in großem öffentlichen Ansehen steht, die Maske abgezogen. Das Buch ist natürlich immer noch verboten, wird aber für den späteren Geschichtschreiber der „großen Zeit“ ein sehr wichtiges Dokument sein. Wegen der Angriffe gegen den Fürsten Bismarck, welche sich an dieses Buch knüpften, mußte Meyer damals auch aus Deutschland flüchten. Nun kam noch seine Polemik gegen die Kornzölle, und da dachten die mehr oder weniger dunkeln Ehrenmänner „welche mit den silbernen Löffeln des Herzogs von Cumberland aßen ohne von ihm eingeladen zu sein“ und die Agrarier, welche ihr Heiligstes bedroht sahen, ihre Profite, daß man diesen unheimlichen Mann irgendwie endgültig vernichten müsse. Sehr wählerisch sind ja Bismarck und seine Trabanten in der Wahl ihrer Mittel nie gewesen.

In einem Artikel „Meyer-Ephialtes“ war der in der uns ja genügend bekannten Manier dieser „Bernichtungskrieg“ inszeniert. Ein nettlicher Zufall will, daß die neu aufgefundenene Schrift des Aristoteles „Ueber das Staatswesen der Athener“ eine Charakteristik des Ephialtes enthält, die sich jene Preßkrafen gewiß nicht haben träumen lassen: „Im Vertrauen auf sie unternahm Ephialtes, des Lophonides Sohn, der für einen unbesiegblichen und verfassungstreuen Mann galt . . . einen Angriff auf den Areopag. Zunächst beseitigte er eine größere Anzahl von Areopagiten, indem er sie wegen ihrer Verwaltung zur Verantwortung zog . . .“ Schlimm, wenn man wegen solcher Lappalien Areopagiten beseitigt, wird Bismarck meinen. Aber das ist ja auch schon lange her, und jetzt kommt so etwas nicht mehr vor.

Sehr würdig antwortete Meyer 1882 in der zweiten Auflage seines „Emanzipationstamps“: „Im Uebrigen muß ich bemerken, daß man meine Behauptungen, die selten ohne beigegebene Motivierung auftreten, dadurch

nicht widerlegt, daß man mich einen Sittenlosen oder Verräther nennt. Selbst ein solcher, wenn er sonst nur was versteht, könnte z. B. über die Zweckmäßigkeit der Agrarschutzzölle in einem Industrielande richtigere Ansichten haben, als ein sittlicher Ignorant. Man kann einen Gegner verdächtigen, todtschweigen, erschlagen, aber widerlegt hat man ihn dadurch noch lange nicht.“ Und auf den sinnlosen Vorwurf, daß er dem Feind die Schwäche Deutschlands verrathen habe, daß Deutschland in einem längeren Kriege gegen Ost und West seine Bevölkerung nicht ernähren kann, antwortete er: „Dies konnte der „Feind“ ohne meine Beihilfe aus den vom Reichsanzleramt publizierten Handelsausweisen natürlich nicht lernen.“

In demselben Buch S. 465 geht er dann die Ernährungsverhältnisse Deutschlands im Kriegsfall noch einmal besonders auseinander und giebt die Mittel an, den Gefahren zu begegnen:

„Wenn nun Deutschland die Zufuhr in einem mehrjährigen Kriege von Osten und Westen abgeschnitten werden sollte, so würde es einer Festung mit mehr Bevölkerung als Lebensmitteln dafür gleichen. Wenn man das weiß, so giebt es zwei Mittel, sich zu helfen.“

Erstens kann man Mehl, Getreide, Schmalz und Fette für einige Jahre aus Amerika vor Ausbruch des Krieges beziehen. Was um so nöthiger wird, als die landwirtschaftliche Produktion während des Krieges sehr geschwächt werden muß. Nach einer neuen Uebersicht soll Deutschland im Kriege rund 5 Mill. Mann, Armee, Reserve, Landwehr, Ersatzreserve und Landsturm aufstellen können, wovon ein großer Theil jetzt Landwirtschaft betreibt. Es ist klar, daß die landwirtschaftliche Produktion darunter leiden, das Einfuhrbedürfnis wachsen muß.

Aber es giebt noch ein zweites Mittel. Im Jahre 1877 exportirte Deutschland ca. 4 1/2 Mill. Zentner Zucker und 1 150 000 Zentner Branntwein mehr als es importirte. Im Jahre 1879 wurden für 74,7 Mill. M. mehr Zucker und Syrup, für 9,5 Mill. M. mehr Branntwein aus- als eingeführt. Diese Ausfuhr hat sich noch gesteigert. Wenn man Freihändler ist, läßt sich dagegen nichts thun. Wenn man „christlich-germanischer Sozial-Reformer“ ist, allerdings. Dann betrachtet man den Stand der Grundbesitzer als einen nothwendigen und von Seiten des Staates zu schützenden. Auf diesem Standpunkt habe ich stets gestanden, und Fürst Bismarck nimmt ihn natürlich auch ein, wie der Kornschutzoll und seine „Bauernbriefe“ beweisen. Allein, wenn der Grundbesitzer Anspruch auf Schutz hat, so hat er auch Pflichten, und die erste ist, seinen Grund und Boden nur zur Erzeugung von Produkten für die Ernährung des deutschen Volkes, nicht aber, weil es ihnen mehr einbringt, zur Versorgung der Franzosen mit billigerem Spiritus zu ihrer Weinplancherie und der Engländer mit billigem Zucker zum Thee zu mißbrauchen. Ein staatlich besonders geschützter Grundbesitzer hat nicht mehr das Recht das utendi et abutendi des Grund und Bodens, sondern die Pflicht, ihn zum Bau von Nahrungsmitteln für das deutsche Volk zu verwenden, damit es im Kriegsfall etwas zu essen habe. Wenn aber ein kurzsichtiger und unpatriotischer Egoismus Schnapsbarone und Rübenbauer verführt, dennoch mehr Branntwein und Zucker zu erzeugen, als das deutsche Volk verbraucht und dadurch dem Körnerbau und der Viehproduktion Acker zu entziehen, so muß der Staat ihrem wankenden Patriotismus in dem Kampf gegen das Eigeninteresse zu Hilfe kommen, indem er die Steuervergütung für exportirten Spiritus und Zucker zurückzieht, und wenn das noch nichts nützt, sogar einen Exportzoll einführt: der deutsche Acker ist zur Ernährung des deutschen Volkes bestimmt, und unpatriotisch und unklug ist es, ja, landesverrätherisch kann es werden, ihn dieser Benutzung zu entziehen. Schlempe und Preßlinge geben freilich Viehfutter. Allein wenn der so vorzügliche Rübenboden mit Weizen bestellt wird, wenn man die Kartoffel dem Volke verkauft, anstatt sie zu verbrennen, so schafft man mehr Nahrungsmittel als bisher und macht Deutschland unabhängig vom Auslande, wehrfähiger. Es giebt eine interessante Rechnung, welche ich meinen Kritikern überlasse, wieviel Roggen, Weizen und Kartoffeln auf jenem Boden wachsen können, der jetzt Zucker und Spiritus für den Export liefert. Vielleicht hat Deutschland gar kein Lebensmitteldefizit, wenn dieser, von geringen Menschen mißbrauchte Boden seiner naturgemäßen Bestimmung wieder zugeführt wird. In Oesterreich ist das anders, da dieses Land ohnehin mehr Lebensmittel produziert als konsumirt. Wenn ich diesen wunden Fleck Deutschlands, den sich bei Wachsen der Volkszahl von Jahr zu Jahr vermehrenden Mangel an Lebensmitteln, im Schlußkapitel zu „Robertus Briefe“ offen aufgedeckt habe, so gebe ich hier die beiden Mittel dagegen an. Benutzt man sie nicht, und erwächst ein Nachtheil daraus, so mögen diese Zeilen für mich und gegen jene zeugen, welche über diese Dinge zu bestimmen Macht haben. Ich habe mir den Satz Tocquevilles gemerkt, mit dem er seine Geschichte des großen Unglücks Frankreichs einleitet: „Mon but a été de faire un tableau, qui fut strictement exact, et qui, un mène temps, pût être instructif.“ Von der Verfolgung dieses Zieles werden mich Verleumdungen gestimmungsloser Soldschreiber und auch der Umstand nicht abbringen, daß man in der Regel 6—10 Jahre, und nun zu spät und möglichst unverständlich — einen Theil jener Maßregeln in Deutschland wirklich zur Anwendung bringt, die ich rechtzeitig vorschlug. Habe ich aber Unrecht, so beweist mir doch, daß ihr keine Zufuhr braucht, oder

woher ihr sie nehmen wollt, wenn ihr Krieg im Osten und Westen haben solltet! Ist eine Vogelstraußpolitik „patriotisch“ — oder ist sie nicht vielmehr eine Dummheit?“

Damals wurde mit Verleumdungen geantwortet; jetzt, wo die Frage brennend geworden ist, und nicht mehr bloß ein Mensch, sondern die Dinge selbst schreien — hilft man sich mit ein paar albernen Redensarten: das sei ein „möglicher Weise einmal eintretendes Uebel“ — ein Krieg mit Rußland, ein möglicher Weise einmal eintretendes Uebel! — und dann werde Jeder seine Schuldigkeit thun — dieses nichtswürdige, habgierige, gestimmungslose Pack, das dem Volk, während es in den Krieg zieht, das Brot weggenommen hat, will noch von „Pflicht“ reden!

Die „Kreuzzeitung“ belobt uns, daß wir in dem Kampf gegen die Kornzölle offen damit heraustritten sind, daß es sich für uns wesentlich mit darum handelt, die „konservative“ Aristokratie zu verdrängen. Wenn sie das als unsere einzige Absicht bezeichnet, so können wir diese Kampfesweise freilich nur unehrlich nennen; denn „abgesehen von dem auf der Hand liegenden Elend, von dem die Hungersnoth begleitet ist, und dem wir als Vertreter der Arbeiter überhaupt, nicht als Sozialdemokraten“ — man könnte auch sagen, als anständige Menschen — „entgegenzuarbeiten haben“ — haben wir noch eine ganze Reihe von anderen Gründen in dem betr. Artikel angeführt. Insbesondere, wo es sich um die Vertheidigung des heiligen Geldsacks handelt, gehen eben alle andern Gefühle zum Teufel, selbst die christlichen, und sogar bei einem Blatte, das das Kreuz an der Stirn trägt — freilich zwar nicht das Kreuz, an dem Jesus für die Menschheit gestorben ist, sondern das man erhält, wenn man einen andern Menschen getödtet hat.

Aber da die „Kreuzzeitung“ anzunehmen scheint, daß wir damit unsern Junkern haben Komplimente machen wollen, so wollen wir ihr doch unsere ganze Ansicht mittheilen: Wir betrachten ihre Partei als ganz dasselbe, wie die Bourgeoisie, als ein ganz gewöhnliches Sobbertonsortium, das den Staat in Entreprise genommen hat, nur mit dem Unterschied, daß sie noch eisenstärker ist, wie die Bourgeoisie, die es doch ab und zu für nöthig hält, sich ein humanes Mäntelchen anzuhängen. Ein altes Volkslied giebt folgende „Edelmannslehre“:

Wiltu dich erenern,
du junger Edelman,
folg du meiner lere,
sit uf, drab zum ban!
halt dich zu dem grünen Wald,
wann der bur ins holz fert,
so renn in freislich an!
derwüsch in bi den tragen,
erfreu das huzo dir,
nimm im was er habe,
span us die pferdtu sin!
bis frisch und dazu unverzagt,
wann er nummen pfennig hat,
so rix im d' gurgel ab!

oder:

„Kaufleut seind edel worden,
das spürt man täglich wol,
so kumt der reutterorden
und macht sie reich vol.
Man sol sie außer klauen
aus tren mardren schauben
mit brennen und mit rauben
dieselbig kaufleut gut,
das schafft ihr abermut.“

Im neunzehnten Jahrhundert ist man fortgeschrittener, da spannt man den Bauern nicht mehr die Pferde aus, nimmt ihnen ihr Geld weg und reißt ihnen die Gurgel ab, oder reißt den Kaufleuten die Kleider vom Leibe und brennt und raubt — das thut der Junker des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr. Ueberall haben wir uns vervollkommnet, namentlich in Produktion und Technik. Und wie alle Arbeit, so ist auch die Arbeit der Junker produktiver geworden, und wie alle Technik, so ist auch die junkerliche Technik verfeinert. Statt der Technik des Stegreif haben wir jetzt die Technik der Klinke — und die ist viel produktiver, o, viel produktiver!

Lebenshaltung und Lohn der Arbeiter im Mittelalter.

In seiner „Geschichte des deutschen Volkes“ hat der Ultramontane Janßen eine sehr interessante Sammlung von Notizen über die Lebenshaltung der Arbeiter im Mittelalter gegeben.

In Sachsen betrug in 1455—1480 der Durchschnittspreis für ein Paar Schuhe 2—3 Groschen, für ein Schaf 4 Groschen, für 25 Stodfische ebenfalls 4 Groschen, für ein Kasten Brennholz nebst Anfuhr 5 Groschen, für einen Scheffel Roggen 6 Gr. 4 Pf.

Darnach kann man sich die Lohnhöhe vorstellen. Zunächst bei den landwirtschaftlichen Arbeitern — den Vergleich mit der Gegenwart können unsere Leser leicht machen, da wir öfters Artikel und Notizen über Löhne und Lebenshaltung der ländlichen Arbeiter gebracht haben.

Der gewöhnliche Tagelöhner verdiente wöchentlich 6—8 Groschen, erw. also mit seinem Wochenlohn etwa den Werth von einem Schaf und einem Paar Schuhe: mit dem Lohn von 24 Tagen konnte er sich mindestens einen Scheffel Roggen, 25 Stodfische, ein Kasten Brennholz, und zwei bis drei Ellen vom besten einheimischen Tuch kaufen. Als Wackerlohn für Krod, Hofe, Kugelhut und Toppe eines Cantors in Leipzig wurden 7 Groscher

